Iris Feyser
OHNE
BEWEIS
Eine Geschichte von der
Begegnung mit der Stille

Vorwort

Eine Frau sitzt mir gegenüber. Sie hat es probiert, sagt sie. Bücher gelesen, Seminare belegt, Antworten gesammelt – aber nichts davon hat wirklich funktioniert. Dann, nach langem Schweigen: *"Ich habe alles erreicht, was man erreichen kann. Warum fühlt es sich an wie nichts?"*

Ich kenne diesen Satz. Auch das, was ihm vorausgeht: die Jahre, in denen man sich die Antwort erarbeiten will, so wie man alles andere im Leben erarbeitet hat. Ziel setzen. Weg finden. Durchziehen. Nur: Diese eine Antwort lässt sich nicht erzwingen. Ich habe es selbst durchlebt, bevor ich verstand ... was, nebenbei bemerkt, länger gedauert hat, als mir lieb war.

OHNE BEWEIS ist aus Begegnungen entstanden ... aus Hunderten von Gesprächen, in denen Menschen, die nach außen längst alles erreicht hatten, mir ähnliche Fragen stellten, in immer neuen Worten. Die Geschichte, die du gleich liest, ist frei erfunden. Und doch nährt sie sich aus einer Realität, die sich in Hypnose-Sitzungen, in vertrauensvollen Gesprächen und auf meinem eigenen Weg immer wieder gezeigt hat.

Dies ist kein Buch, das jedem gefallen will. Wenn dich diese Szene ... die Frau, ihr Schweigen, ihre Frage ... kalt lässt, ist diese Geschichte vermutlich nichts für dich. Wenn dich darin etwas berührt, auch ohne dass du es benennen kannst, lies weiter.

Du wirst einem Mann begegnen, der lange fühlte, dass in seinem Leben etwas fehlte. Er hatte genauso endlos gelernt, diese Leere zu überhören. Bis er es eines Tages nicht mehr konnte. Mit dieser Erkenntnis bricht die Kontrolle weg, die ihm all die Jahre seine Erfolge gesichert hatte. Und dir begegnet eine Frau, die dreißig Jahre gewartet hat, bis sie eine Entscheidung trifft, die nichts mit Aufgeben zu tun hat, sondern mit dem genauen Gegenteil.

In meiner Praxis löse ich auf, wo ich kann. Hier nicht. Dieses Buch will Türen für neue Möglichkeiten öffnen. Ob du hindurchgehst, liegt nicht in meiner Hand.

Und noch etwas gehört zu diesem Buch: Zu Beginn hatte ich Bedenken, es zu schreiben. Fürchtete mich vor der Grenze, die ich darin überschreite ... die, wo der Verstand allein nicht weiterkommt, und man leicht als Spinnerin gilt. Dieser

Zweifel ist verschwunden. Im Prozess des Schreibens ist mir klar geworden, dass es meine Angst war, die mich meiner Wahrheit und meiner Intuition näher gebracht hat.

Beim Schreiben hat mich ein Bild aus der Physik begleitet: Ein Teilchen trägt mehrere mögliche Zustände gleichzeitig in sich ... die Beobachtung entscheidet, welcher davon Wirklichkeit wird. So ergeht es auch dem Menschen: Er trägt viele Möglichkeiten in sich und erst durch seine bewusste Entscheidung entsteht Realität.

Was bleibt vom Menschen, wenn er alle seine Rollen, Erwartungen und Muster ablegt?

Das ist die Frage, um die dieser Roman kreist. Es geht nie nur um den einen Menschen, von dem man sich entfernt, oder den Umstand, der sich auflöst. Es hat zu tun mit dem, was man mit ihnen loslässt ... Gewissheiten, Kontrolle, Sicherheit ... eine Vergangenheit, mit der man sich identifiziert hat.

Was du zu verlieren fürchtest, ist selten das, was am Ende fehlt.

Wenn du bereit bist, das herauszufinden – dann beginnt hier deine Geschichte.

PROLOG

Das Licht hier ist anders.

Das war das Erste, was mir auffiel, als ich vor elf Monaten ankam ... weder die Stille, das Meer ... noch die Weite, die sich öffnete wie ein Versprechen ... sondern dieses Licht. Es fällt hier weicher, geduldiger. Es beleuchtet etwas, das immer schon da war ... in seiner Präsenz aber einem völlig anderen HIER einen Raum gibt, der keine Eile kennt. Als wüsste es, dass alles, was gesehen werden will, früher oder später beleuchtet wird ... weil es immer schon da war und da ist. Dieses Licht spiegelt frei von Druck oder Frist ... es lebt unabhängig von der Ungeduld derer, die Zeit als etwas sehen, das man verlieren könnte.

Ich sitze am Fenster, wie jeden Morgen, seit meiner Ankunft und beobachte, wie die Sonne über dem Wasser aufsteigt. Ohne sich darum zu kümmern, ob jemand zusieht oder nicht, erhebt sie sich langsam und majestätisch. Die Tasse Kaffee ist längst kalt. Ich habe gelernt, dass für meine Zufriedenheit nicht alles heiß sein muss, und dass mein genug meistens weit weniger als das alte Perfekt ist.

Auf dem Tisch vor mir liegt ein Stift. Schwarz und schwer. Ein Füller, den mir vor zwölf Jahren geschenkt wurde. Für alle wichtigen Unterschriften, hatte sie gesagt, und ich habe ihn benutzt ... ja, für Verträge, lukrative Geschäfte und Entscheidungen. Jede Unterschrift bewegte Millionen, veränderte Leben und formte die Zukunft von vielen. Zumindest beeinflussten sie das, was ich damals für Zukunft hielt. Jetzt schreibe ich mit ihm Worte, die von außen betrachtet weniger, aber in ihrer Bedeutung weit mehr bewegen. Für Sätze, die niemandem etwas beweisen wollen außer mir. Vor allem aber für Antworten auf die eine Frage, die vor einem Jahr nahezu aus reinem Zerstörungspotential bestand und heute meine Rettung aufzeichnet:

Was bleibt?

In der Schublade neben meinem Bett liegt ein Foto, das ich selten betrachte. Es zeigt einen Mann in einem maßgeschneiderten Anzug, vor einem Logo stehend, das einmal alles für ihn bedeutete ... geschwungene Buchstaben, klares Design, drei Überarbeitungen, bis es perfekt war. *Bergmann Technologies.* Gegründet 1989. Der Mann auf dem Foto lächelt ein Lächeln, das vor seinen Augen endet. Es ist das Lächeln eines Menschen, der gelernt hat zu liefern, wenn es erwartet wird, weil es zum Erfolg gehört. Die lächelnd zuversichtliche Miene sollte die Headline auf dem Cover eines Wirtschaftsmagazins unterstreichen: *Der Mann, der die Zukunft erfand.*

Dieser Mann bin ich, war ich. Er ist mir fremd geworden.

Manchmal, wenn das Licht in einem bestimmten Winkel fällt und ich mein Spiegelbild im Fenster sehe, suche ich nach ihm. Nach dem Mann mit dem kontrollierten Blick, mit den Schultern, die immer angespannt waren ... mit dem Kiefer, der sich zusammenpresste, sogar im Schlaf, als gäbe es selbst dort weder Ruhe noch Frieden. Dieser Mensch war mit der Ganzheit seines Daseins auf die nächste Herausforderung, bevorstehende Hürden und zukünftige Berge fokussiert, die erklommen werden mussten. Ich würde lügen, wenn ich sagte, ich finde diesen Menschen nicht mehr in mir. Heute ist er leiser ... eher ein Mitbewohner statt der Hausherr. Seine Stimme zählt nur als eine unter vielen statt, wie früher, als einzige.

Drei Monate, hatte sie gesagt. *Drei Monate, um herauszufinden, wer du bist.*

Ich erinnere mich an diesen Moment, an die Art, wie sie mich ansah, frei von Wut oder Vorwurf. Mit dieser furchtbaren und zugleich unnachahmlichen Klarheit, die sagte: *Ich liebe dich, aber ich werde nicht mehr warten.* Ich erinnere mich an die Kälte, die mich durchfuhr, an die Panik, die hochkam wie Wasser in einem sinkenden Schiff. An den Gedanken: *Das ist das Ende. Das ist das Ende von allem, was ich kenne.* Und ich erinnere mich ebenso daran, wie ich diesen Irrtum erkannte. Wie dieses Ende kein Schlussstrich war, sondern ein Aufbruch. All das symbolisiert den schmerzhaftesten, notwendigsten und den einzig möglichen Startpunkt, der mich hierher gebracht hat. Dies ist der Ort, den ich gewählt habe. Der erste Ort in meinem Leben, den ich bewusst gewählt habe, nicht weil die Umstände es erforderten, nicht weil es strategisch

vorteilhaft war, nicht weil jemand es von mir erwartete ... sondern einfach, weil ich ihn wollte.

Diesen Ort habe ich gewählt. Alle anderen Orte waren den Umständen geschuldet.

Die alles in mir bewegende Frage kam von einer Frau, die mich erst spät berührte. Zu spät vielleicht, oder genau rechtzeitig. Je nachdem, wie man rechnet, ob man an Zufälle glaubt oder an Fügungen, die sich als Zufälle verkleiden. Sie fragte mich, in einem stillen, mich anfangs nervös machenden Moment: *Was würdest du tun, wenn du tun könntest, was du wolltest?*

Mir fehlte jede Antwort. Damals. Die Frage machte keinen Sinn, war wie eine Rechenaufgabe in einer Sprache, die ich nicht sprach, weil mein ganzes Leben aus Müssen bestand, aus Sollen. Aus Erwartungen anderer und meinen eigenen an mich selbst, die wesentlich härter waren, unnachgiebiger, unmöglicher zu erfüllen.

Was ICH wollte? Ich hatte vergessen, dass das überhaupt eine Kategorie war, eine Möglichkeit, eine erlaubte Frage.

Aber jetzt, ein Jahr und ein Leben später, habe ich eine Antwort. Meine.

Sie steht nicht auf Papier. Sie lässt sich nicht in Zahlen messen, nicht in Quadratmetern, Kontobewegungen oder den Logiken, die ich früher benutzte, um den Wert eines Tages zu bestimmen. Sie ist leiser. Kleiner. Und gleichzeitig größer als alles, was ich je besessen habe. Größer als die 180 Millionen, die mein Leben kaufen sollten und es stattdessen befreiten. Weitreichender als das Logo, der Ruhm und die Artikel, die fragten, wie ich es geschafft hatte. Heute hinterfrage ich dieses Schaffen. Es hat seine Bedeutung als das Einzige, was zählt, verloren, weil *Sein* eben an sich eine Form von *Schaffen* ist. Am Ende vielleicht die einzige mit Tragweite.

An meiner Wand hängt ein Bild mit Farben, die ineinanderfließen. Leuchtendes Rot, Blau, Gold. Farben, die puren Ausdruck mit unbewusstem Bedürfnis verbinden, etwas in die Welt zu bringen. Ich bin kein Künstler oder Maler. Und ich sehe dieses Gemälde jeden Morgen beim Aufwachen, und abends vor dem Einschlafen. Manchmal, in den Stunden

dazwischen, wenn das Licht sich verändert und die Farben sich verschieben, zeigt das Bild mir etwas Neues, das immer schon da war, bisher aber verborgen darauf wartete, gesehen zu werden.

Aus dem Zimmer nebenan höre ich ein Geräusch. Leise. Vertraut.

Ich fühle mein Lächeln. Ein Gefühl nimmt automatisch Raum ein, das aus dem tiefsten Kern meines Inneren emporsteigt. Mir wird bewusst, dass ich früher eher kontrolliert lächelte, da ich etwas erwartete. Heute empfinde ich Freude, die freien Ausdruck findet, weil da etwas ist, das sie ruft.

Aber um zu verstehen, wie ich hierher kam ... zu diesem Ort, zu diesem Licht. Hierher zu diesem Lächeln, das ich früher für Schwäche gehalten hätte und das heute pure Stärke ausdrückt. Stärke, die aufgehört hat, sich beweisen zu müssen.

Ich werde zurückgehen. Zu dem Tag, an dem alles endete und gleichzeitig begann. Zu einem Morgen im Februar, als ich um 4:37 Uhr aufwachte und mir nicht klar war, warum ich lebte.
Zurück zu der Frage, die alles veränderte.
Zu den drei Monaten, die mich zerstörten und dadurch retteten.
Zurück zu ihr.

1

Martin Bergmann wachte um 4:37 Uhr auf. Ohne, dass der Wecker klingelte oder weil ein Geräusch ihn geweckt hätte. Sein Körper wachte seit dreißig Jahren um diese Zeit auf, ob er wollte oder nicht.

Er lag still da. Neben ihm atmete Claudia gleichmäßig tief, in einem Rhythmus, den er kannte wie seinen eigenen Herzschlag. Draußen war es dunkel. Das Haus leblos. Nur das leise Summen der Heizung, das Ticken der Uhr im Flur. Geräusche, die er normalerweise nicht wahrnahm.

Aber heute ... hörte er sie.

Er starrte an die Decke. Weiß. Glatt. Ohne Struktur.

Was mache ich hier?

Die Frage kam nicht zum ersten Mal. Sie tauchte jeden Morgen auf. Seit Wochen. Monaten vielleicht. Er wusste es nicht genau. Die Tage verschwammen ineinander, unterschieden sich nur durch Termine, Meetings ... die Anzahl der E-Mails, die er beantworten musste.

Martin setzte sich auf. Langsam und vorsichtig, um Claudia nicht zu wecken. Seine Füße fanden die Hausschuhe. Sein Körper bewegte sich automatisch: stand auf, ging zum Fenster, zog die Vorhänge einen Spaltbreit auseinander.

Draußen lag der Garten im Dämmerlicht. Die Bäume reckten sich wie schwarze Silhouetten dem grauen Himmel entgegen. Der Rasen war perfekt gemäht. Die Hecken perfekt geschnitten. Alles an seinem Platz.

Alles an seinem Platz.

Martin ließ den Vorhang fallen. Ging ins Bad. Schloss die Tür hinter sich, damit das Licht Claudia nicht störte. Sah in den Spiegel.

Ein Mann von zweiundsechzig Jahren sah ihn an. Graue Haare, ordentlich geschnitten. Klare Augen. Keine Tränensäcke, ohne Falten, die von Exzessen zeugten. Ein Gesicht, das Kontrolle ausstrahlte. Disziplin. Erfolg.

Er erkannte sich nicht.

Das war nicht neu. Schon seit Wochen hatte er dieses Gefühl, wenn er in den Spiegel sah ... als würde er einen Fremden betrachten. Jemanden, der aussah wie er, sprach wie er, sich bewegte wie er. Aber das war nicht er.

Wer bin ich?

Martin drehte das Wasser auf. Kalt. Eiskalt. Er hielt die Hände darunter, wartete auf den Schock, den Schmerz, das Gefühl von Lebendigkeit. Aber nichts kam. Nur Kälte. Nur Wasser. Nur seine Hände, die rot wurden und dann wieder blass. Er wusch sich das Gesicht. Rasierte sich. Zog sich an. Die gleichen Bewegungen wie jeden Morgen. Der gleiche Ablauf. Die gleiche Routine.

Um 5:15 Uhr saß er in der Küche. Die Kaffeemaschine zischte. Draußen wurde es langsam heller. Der Himmel verfärbte sich von Grau zu einem blassen Blau, das keine Freude auslöste, nur Gleichgültigkeit.

Martin öffnete sein Laptop. 47 neue E-Mails. Seit gestern Abend. Seit 22 Uhr, als er das letzte Mal nachgesehen hatte. Er scrollte durch die Betreffzeilen. Zahlen. Berichte. Anfragen. Nichts Dringendes. Nichts Wichtiges. Aber alles musste beantwortet werden. Alles musste bearbeitet werden. Weil es das war, was man tat.

Weil das ist, was ICH immer getan habe.

Er trank den Kaffee. Schwarz. Ohne Zucker. Ohne Milch. So wie er ihn seit vierzig Jahren trank. Der Geschmack war vertraut, aber er schmeckte nach nichts. Nur nach Bitterkeit und Gewohnheit.

Die erste E-Mail. *Betreff: Q4-Zahlen – finale Abstimmung.* Er las. Verstand die Worte. Aber sie erreichten ihn nicht. Es war, als würde er durch eine Glasscheibe auf sein eigenes Leben schauen. Er konnte alles sehen. Und nichts löste Gefühle aus.

Eine Stunde später kam Claudia in die Küche. Sie trug ihren Morgenmantel, die Haare zerzaust vom Schlaf. Sie lächelte nicht, aber wirkte auch nicht unglücklich. Nur müde. Gelangweilt.

„Schon wach?“, fragte sie.

„Ja.“

„Du könntest auch mal ausschlafen.“

„Ich bin nicht müde.“

Sie goss sich Kaffee ein. Setzte sich ihm gegenüber. Stumm. Das war normal. Sie sprachen morgens nicht viel. Es gab nichts zu sagen.

Martin sah sie an. Bewusst. Ihre Hände um die Tasse. Die feinen Linien um ihre Augen. Die Art, wie sie ins Leere starrte, als würde sie an etwas denken, das weit weg war.

Wann haben wir uns das letzte Mal wirklich angesehen?

„Alles in Ordnung?“, fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ja. Alles in Ordnung.“

„Gut.“

Sie trank ihren Kaffee. Er starrte auf seinen Bildschirm. Die Uhr im Flur tickte. Draußen fuhr ein Auto vorbei. Das Leben ging weiter. Wie immer.

Martin schloss das Laptop. Stand auf. „Ich fahre ins Büro.“

„Jetzt schon? Es ist erst halb sieben.“

„Ich habe viel zu tun.“

Sie nickte. Sagte nichts. Sah ihm nicht nach, als er ging.

Das Büro war leer. Natürlich war es das. 7:15 Uhr. Die ersten Mitarbeiter kamen um acht. Manche um neun. Martin war immer der Erste. Immer schon.

Er ging durch die Flure. Seine Schritte hallten auf dem Marmorboden. Alles war sauber. Perfekt. Die Pflanzen in den Ecken waren frisch gegossen. Die Fenster blitzten. Das Firmenlogo an der Wand strahlte in matter Eleganz.

Bergmann Technologies. Gegründet 1989.

Fünfunddreißig Jahre. Sein Leben. Sein Werk. Sein Vermächtnis.

Er blieb stehen. Starrte auf das Logo. Die geschwungenen Buchstaben. Das klare Design. Es hatte drei Überarbeitungen gebraucht, bis es perfekt war. Er hatte jedes Detail abgesegnet.

Und was jetzt?

Die Frage blieb unbeantwortet. Sie hing in der Luft wie der Geruch von frischem Kaffee, der aus der Teeküche drang. Jemand war doch schon da. Wahrscheinlich Thomas. Sein Partner. Sein Freund. Der einzige Mensch, der ähnlich früh aufstand wie er.

Martin ging weiter. Zu seinem Büro. Schloss die Tür. Setzte sich an den Schreibtisch. Ein massiver Tisch aus dunklem Holz. Groß genug für vier Bildschirme, drei Telefone, einen Stapel Akten.

Aber der Tisch war leer. Fast. Nur ein Laptop. Ein Telefon. Eine Tasse mit Stiften, die er nie benutzte.

Wann ist das passiert?

Er erinnerte sich an frühere Jahre. An Zeiten, in denen der Tisch überquoll vor Papieren, vor Ideen, vor Plänen. An Phasen, in denen er Prototypen hier ausbreitete, Schaltpläne studierte, bis drei Uhr morgens arbeitete, weil er nicht aufhören konnte.

Aber das war lange her. Sehr lange.

Jetzt gab es nur Zahlen. Berichte. Meetings. Administrative Aufgaben. Die Technik machten andere. Die Innovation machten andere. Er verwaltete. Er koordinierte. Er unterschrieb.

Ist das alles?

Martin öffnete das Fenster. Kalte Luft strömte herein. Draußen erwachte die Stadt. Autos fuhren vorbei. Menschen gingen zur Arbeit. Das Leben pulsierte. Aber in ihm bewegte sich nichts.

Er holte tief Luft. Versuchte, die Kälte zu fühlen. Die Frische. Aber da war nichts. Nur eine Leere, die größer wurde mit jedem Atemzug.

Sein Handy vibrierte. Eine Nachricht. Thomas: *Bin in der Küche. Kaffee?*

Martin tippte zurück. *Komme*.

Thomas saß am Fenster. Eine Tasse Espresso vor sich, den Blick auf die Straße gerichtet. Er sah auf, als Martin eintrat. Lächelte. Nicht breit. Nicht übertrieben. Ein kleines Lächeln, das sagte: *Ich kenne dich. Ich verstehe dich.*

„Früh heute“, sagte Thomas.

„Wie immer.“

„Ja. Wie immer.“ Thomas schob eine zweite Tasse über den Tisch. „Hab dir schon einen gemacht.“

Martin setzte sich. Nahm die Tasse. Der Kaffee war heiß und stark, genau so, wie er ihn mochte. Aber wieder: kein Geschmack. Nur Bitterkeit.

„Wie geht’s?“, fragte Thomas.

„Gut. Alles gut.“

Thomas sah ihn an. Länger als nötig. „Wirklich?“

Martin zögerte. Wollte sagen: *Ja, natürlich, warum fragst du?* Aber die Worte kamen nicht. Stattdessen starrte er in seine Tasse. „Ich weiß es nicht.“

„Was weißt du nicht?“

„Ob es gut ist. Ob irgendetwas gut ist.“

Stille. Thomas trank seinen Espresso. Stellte die Tasse ab. „Du wirkst ... abwesend. Seit Wochen.“

„Abwesend?“

„Ja. Als wärst du nicht wirklich hier. Als würdest du nur funktionieren.“

Martin lachte. Ein kurzes, trockenes Lachen. „Ist das nicht genau das, was wir tun? Funktionieren?“

„Nein. Nicht du. Du warst nie nur ... funktional. Du warst besessen. Leidenschaftlich. Getrieben.“ Thomas lehnte sich zurück. „Und jetzt? Jetzt erscheinst du ... leer.“

Das Wort hing zwischen ihnen. *Leer*. Martin wollte widersprechen. Sagen, dass Thomas sich irrte. Aber er konnte nicht.

Weil es stimmte.

„Ich verkaufe die Firma“, sagte Martin. Die Worte kamen, bevor er sie aufhalten konnte.

Thomas blinzelte. „Was?“

„Ich verkaufe. Das Angebot von SiliconVentures liegt bei 180 Millionen. Ich habe zugesagt.“

„Du hast ... zugesagt? Wann?“

„Gestern Abend. Um 23 Uhr. Per E-Mail.“

„Und du hast es mir nicht gesagt?“

„Ich sage es dir jetzt.“

Thomas starrte ihn an. Ungläubig. Dann schüttelte er den Kopf. „Martin. Das ist dein Leben. Diese Firma ist ...“

„War“, unterbrach Martin. „War mein Leben. Ist es nicht mehr.“

„Aber ...“

„Es ist vorbei, Thomas. Es ist schon lange vorbei. Ich hänge nur noch dran. Wie an einer Maschine, die längst nicht mehr läuft, aber trotzdem angeschlossen bleibt.“ Er stellte die Tasse ab. „Ich will nicht mehr.“

„Was willst du nicht mehr?“

„Das hier. Die Meetings. Die Zahlen. Die Verantwortung. Diese ... Leere.“

Thomas schwieg lange. Dann nickte er. Langsam. „Okay.“

„Okay?“

„Ja. Okay. Wenn es das ist, was du brauchst.“ Er sah Martin an. „Und was kommt danach?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“

„Nein. Ich habe keine Ahnung.“ Martin stand auf. Ging zum Fenster. Sah hinaus. „Ich weiß nur, dass es so nicht weitergehen kann. Dass ich so nicht weiterleben will.“

„Hast du mit Claudia gesprochen?“

„Nein.“

„Mit Sophie? Mit Lukas?“

„Nein.“

„Martin ...“

„Ich weiß.“ Er drehte sich um. „Ich weiß, dass ich es ihnen sagen muss. Aber ich kann nicht. Noch nicht. Ich ... muss erst selbst verstehen, was ich tue.“

Thomas stand auf. Kam zu ihm. Legte eine Hand auf seine Schulter. „Du bist mein Freund. Mein Partner. Seit fünfunddreißig Jahren. Und ich sage dir: Du machst mir Angst.“

„Warum?“

„Weil du nicht wie jemand klingst, der einen Neuanfang plant. Du klingst wie jemand, der aufgibt.“

Martin sah ihn an. Wollte widersprechen. Sagen, dass das nicht stimmte. Aber die Worte kamen nicht.

Weil vielleicht ... passte es ja?

Thomas ließ ihn los. Ging zur Tür. Drehte sich noch einmal um. „Ruf mich an. Wenn du reden willst. Egal wann.“

„Danke.“

Die Tür schloss sich. Martin war allein. Wieder. Immer.

Er stand am Fenster. Sah hinaus. Die Stadt erwachte. Menschen eilten zur Arbeit. Autos hupten. Das Leben begann.

Aber er stand nur da. Regungslos. Spürte, wie die Leere größer wurde. Wie sie ihn ausfüllte. Wie sie alles verschlang, was einmal da gewesen war.

War da überhaupt jemals ETWAS?

Oder ob es immer nur diese Leere gegeben hatte? Dieses stille, alles verschlingende Vakuum?

*****

Hier endet die Leseprobe.
Möchtest du weiterlesen?

Melde dich gerne persönlich bei mir: **iris@iris-feyser.de**